



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

# **Jahrbücher der Literatur.**

---

**Vier und neunzigster Band.**

.....

**1841.**

UNIVERSITY  
LIBRARY  
PRINCETON N.J.

---

**April. May. Juny.**

---

**W i e n.**

**Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.**

## Inhalt des vier und neunzigsten Bandes.

	Seite
Art. I. Ueberblick der physikalischen Wissenschaften in ihrem Zusammenhange, von Maria Sommersville. Uebersetzt nach der zweyten Auflage des Originals. Berlin 1835.	1
II. Essai statistique sur les bibliothèques de Vienne, par Adrien Balbi. Vienne 1835	30
III. Erdkunde (Geologie), von Dr. A. Pesholdt. Leipzig 1840	43
IV. Ueber die Geographie Arabiens (Fortsetzung)	69
V. Die englischen Universitäten. Eine Vorarbeit zur englischen Literaturgeschichte. Von B. A. Huber. Zwey Bände. Kassel 1839—40.	169
VI. Der Göttinger Dichterbund. Zur Geschichte der deutschen Literatur, von R. G. Prus. Leipzig 1841	188
VII. 1) De la Démocratie en Amérique, par Alexis de Tocqueville. Seconde Partie. Paris 1840.	
2) Nordamerikanische sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836, von Dr. R. F. Julius. Leipzig 1839.	
3) Eve Effingham or Home a sequel to »Homeward bound;« by S. Fenimore Cooper. 1839	214
VIII. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, von Leopold Ranke. Erster, zweyter und dritter Band. Berlin 1839 und 1840 (Fortsetzung)	281

## Inhalt des Anzeige = Blattes Nro. XCIV.

Von dem übeln wibe. Eine poetische Erzählung von einem ungenannten Dichter aus der Mitte des XIII. Jahrhunderts. Aus dem sogenannten Heldenbuche in der F. F. Ambrasers Sammlung zum ersten Male mitgetheilt von Jos. Bergmann	1
--	---

~~112947~~

---

Art. VI. Der Göttinger Dichterbund. Zur Geschichte der deutschen Literatur, von R. G. Prus. Leipzig — Otto Wigand. 1841. 406 S. gr. 8.

Dieses an und für sich interessante Buch zerfällt in zwey, ihrer eigentlichen Beschaffenheit nach einander ganz entgegen gesetzte Theile: in den raisonnirenden und in den geschichtlich referirenden.

Der erstere geht von dem nicht richtigen Standpunkte aus, daß die lebendige Betheiligung des Subjectes am Inhalte der Kunst, am Schönen, erst von den Zeiten der Reformation her die Aufgabe unserer Poesie geworden sey, und daß der Göttinger Dichterbund in dieser Entwicklung den abstrakten Klopstockischen Standpunkt zu fixiren, und in der Literatur zur Herrschaft zu bringen suchte. Damit wird nun der Reformation eine Wirkung, und dem Götting'schen Dichterbunde eine Intention zugeschrieben, die sie nie gehabt haben, und die nur vom Verfasser mit einem freylich nicht gewöhnlichen Aufwande von Scharfsinn heraus raisonnirt wurde.

Der zweyte Theil, der geschichtlich referirende nämlich, ist unbedingt als vorzüglich und höchst bedeutend anzuerkennen, und es werden uns darauf Erkenntnisse und Resultate der seltensten und wichtigsten Art mitgetheilt, wie sie nur aus dem eifrigsten Quellenstudium, dem unermüdetsten Fleiße und der richtigsten Verständniß hervorgehen konnten. Wir wollen uns auch bey der Anzeige dieses ausgezeichneten Werkes größtentheils nur an die Ergebnisse dieses Theiles halten.

Der Verfasser schildert zuerst die deutsche Literatur vor der Reformation, den Meistergesang und Volksgesang. Wir können der Meinung nicht beypflichten, daß der Meistergesang der gildemäßig konventionell gewordene Minnegesang zu nennen sey. Der Meistergesang, eine in seiner Art, in der Zeit isolirt dastehende Erscheinung steht dem Minnegesang nicht wie die eine Art der Dichtkunst der andern, sondern wie der Körper der Seele, wie die Form dem Inhalte gegenüber. Minnegesang war Poesie — Meistergesang (als solcher) keine. Hans Sachs ist nicht darum der vorzüglichste Dichter seiner Zeit, weil er der jüngste unter den Meisterängern geboren, und bereits von den neuen Anregungen der Reformation berührt ist, er ist es darum, weil er der beste, ja wohl der einzige Dichter jener Zeit war, in welcher auf eine fast ungläubliche Weise die Form die Herrschaft über den Inhalt errang, und man nur in einer Ueberwindung willkürlich herbeigeführter und aufgehäufter Schwierigkeiten, die Aufgabe des Poeten gelöst finden wollte. Hans Sachs muß unsers Dafürhaltens nur in seiner Zeit betrachtet und beurtheilt werden, wenn man ihm einen Rang unter den Poeten zugestehen will, was er eigentlich nicht absolut, sondern nur im Vergleich zu den übrigen Meisterängern seiner Zeit gewesen. Die gerühmten Anregungen der Reformation sind in seinen besseren, durch Wahrheit der Empfindungen und Laune des Vortrages ausgezeichneten Dichtungen nicht nachzuweisen, und jene Gedichte, in welchen sie gefunden werden, gehören gerade zu seinen unbe-

deutendsten. Was der Verfasser über das Volkslied sagt, ist weit vorzüglicher, nur ist dieses wie Vieles in den folgenden Kapiteln aus einer zu einseitigen und parteyischen Ueberschätzung des Einflusses der Reformation hervorgegangen.

Richtiger leitet der Verfasser von der Einführung und Verbreitung des klassischen Alterthums den Umschwung der deutschen Literatur ab. Dieser Umschwung wird in der doppelten Hinsicht als ein vortheilhafter bemerkt. In der Erweiterung des Stoffes und Umfanges unserer Literatur und in der Wiederherstellung und Ausbildung der schönen Form.

Mit großer Genauigkeit wird der Vorbereitungen zu jener Verbesserungs-Periode gedacht. Paulus Rebhuhn in dem »Geistlichen Spiel von der gottesfürchtigen und keuschen Frau Susanna« (1536). Johannes Eringingerus in der »Historie vom reichen Mann und armen Lazarus« (1555), so wie Johannes Clajus hatten einzelne Versuche mit Anwendung der antiken Metrik gemacht, die aber viel zu unbedeutend und beynähe nur zufällig waren, als daß sie eine weitere Frucht hätten haben können. Andere formale Versuche gingen durch Paulus Melissus und Petrus Danaëus von dem südwestlichen Deutschland aus, wo die Blüte der klassischen Studien schon durch Rudolph Agricola begründet, und seitdem in mannigfacher Thätigkeit, besonders auch durch Uebersetzungen war erhalten worden; - aber auch diese Versuche sind fragmentarisch und unerheblich. Ja es scheint, als hätte in diesen südwestlichen Landschaften die Erneuerung unserer poetischen Form nicht gelingen sollen: denn auch Rudolph Beckherlin (aus Stuttgart), Opitz's unmittelbarer Vorgänger, mußte den Ruhm, eine neue deutsche Metrik, eine neue poetische Form in Anwendung gebracht zu haben, an Schlessien und Opitz überlassen. Dieser also war es, der, zuvörderst nach Anregungen, die er aus Holland und Frankreich empfangen hatte, unterstützt von einem ungewöhnlichen formalen Talent, und nicht weniger von einflußreichen, persönlichen Verbindungen, durch welche sein Beispiel sogleich ein gewichtiges und gütiges ward, das klassische Alterthum offen und unzweydeutig als gesetzgebend für unsere deutsche Literatur aufstellte, und indem er eine strenge, sorgfältige Sylbenmessung nach Art der Alten durchführte und zugleich derjenigen Formen sich bemeisterte, die damals in der italienischen, holländischen und französischen Poesie die elegantesten und üblichsten waren, des Alexandriners also und des Sonnettes, die formale Kultur der deutschen Sprache um ein Unermessliches fortführte und bereicherte.

Die erste Opposition gegen Opitz finden wir in Hofmanns-  
waldau und Lohenstein, und zwar so bedeutend, daß Opitz

über ihnen vergessen wird. Sehr richtig tritt der Verfasser der ziemlich allgemein ausgesprochenen Meinung entgegen, daß dieß ein Rückschritt, ein Abfall der Poesie, ein Hemmniß ihrer Entwicklung sey. Die Geschichte, meint der Verfasser, geht niemals rückwärts; auch in Hofmannswaldau also und Lohenstein ist ein Fortschritt, und zwar ein nothwendiger und bedeutender; denn indem sie nicht sowohl den Franzosen und Holländern, als vielmehr den Italienern sich anschlossen, die zwar auch, wie die Franzosen, das Erbtheil der Alten empfangen hatten, aber nicht bloß äußerlich, wie diese, sondern mit der Hefigkeit ihrer südlichen Natur, mit der lachenden Sinnlichkeit ihrer Umgebung, mit der Heiterkeit, dem Prunk und der Anmuth ihres geselligen Lebens es bewältigt und verschmolzen hatten, reclamirten Hofmannswaldau und Lohenstein gegen die einseitige und langweilige Lehrhaftigkeit der älteren schlesischen Schule die heitern Rechte der Sinnlichkeit, ein Verhältniß, welches unter andern Bedingungen ein Jahrhundert später zwischen Wieland und Klopstock wiederkehrte. Wir wollen damit gar nicht in Abrede stellen, vielmehr auch hier unseren jüngsten Poeten zum warnenden Beispiel wiederholen, das Hofmannswaldau und Lohenstein bey ihrem Streben nach Effect und Wirkung, ihrem Haschen nach blendenden Farben, überraschenden Bildern, frappanten Wendungen, in der That oft beynähe den Gipfel menschlicher Geschmacklosigkeit noch überstiegen haben; noch weniger fällt es uns ein, die groben und unschönen Mactheiten Hofmannswaldau's abzulängnen oder zu entschuldigen. Nur erkenne Niemand, wie nothwendig diese Reaction gewesen, und wie sehr unsere grau gewordene Literatur dieses Farbenschmucks bedurfte. Denn wenn nun auch der ungeschickte und übereilte Lüncher hastig den ganzen Farrentopf mit einem Mal umgoß, und so statt eines erfreulichen Bildes nur ein grell schmutziges Blendwerk zu Stande brachte, so wußte man nun doch, was Farbe sey, die Farben waren da, und die Möglichkeit, daß ein Künstler sie richtig brauche, war gegeben. Es ist wahr: trotz aller Sinnlichkeit, aller Lebendigkeit und Glut ist in Hofmannswaldau doch kein wirkliches Pathos, kein individuelles Leben; es ist nur eine andere, eine glänzendere Art descriptiver Poesie, als die Opitz'sche, und selbst jene Heroïden, in denen der Dichter sich geflüßentlich in die Erregtheit, ja mitunter könnte man sagen, den Wahnsinn und die Empörung leidenschaftlicher Gemüther versenken will, sind nichts Anderes, wenigstens nichts Besseres, als was Heroïden allezeit gewesen sind, nämlich Rhetorik und Deklamationen. Aber schon der sprachliche Gewinn, der uns aus dieser neuen Dichtungsweise zu Theil ward, mußte bedeutend seyn. Eine Fülle

neuer Beywörter ward geprägt, eine Menge neuer und kühner Zusammenstellungen gerechtfertigt, der Kreis der Vorstellungen bey Dichter und Leser außerordentlich erweitert, Vortrag und Kolorit wurden belebt, farbenreich, glänzend, und überhaupt konnte eine Sprache, welche den Bilderschwalm, die Concetti's und Antithesen Marino's wieder zu geben unternahm, dieß nicht ohne Frucht und Nutzen für sich selbst erreichen.

Mit richtiger Erkenntniß und reger Wahrheitsliebe nimmt der Verfasser Günther, gegen das Bestreben neuerer, namentlich Gervinus in Schutz, seine Erscheinung einzig auf die Seite der Sittenlosigkeit und Ausschweifung, oder auf die ästhetische Keinheit und Vollendung, auf die künstlerische Schönheit seiner Dichtungen zu beziehen. Indem er den wunden Fleck Günthers an der maßlosen Subjectivität, am Mangel der beschränkenden Grazie erkennt, die erst in der Beschränkung den Meister zeigt, muß er ihm doch frisches kräftiges Leben, erlebte Leidenschaften, wahres Pathos zusetzen. Das hatte bis dahin kein Poet weder verstanden, noch gewagt, wenn wir absehen von den Flemming'schen Anfängen: es war der erste Aufsatz zu dem, was das nächste und bis auf den heutigen Tag allein erreichte, wenn schon nicht mehr allein angestrebte Ziel unserer Dichtung seyn sollte, zu dem poetischen, dem schönen Subjekt. Zum erstenmal, mit einer Kraft ohne Gleichen, mit einem Erfolg, wie er noch geraume Zeit nach ihm nicht wieder erreicht wurde, brach in Günther die Macht der Subjectivität hervor; er ist ein Vorbote gleichsam künftiger Poesie, ein Komet, der nachwallenden Gestirnen voranirrt. Und wenn nun diese vorzeitige Frucht völlig gereifte war, wenn gewaltsame Erscheinungen, Krankheit und Ausschweifungen sie begleiteten, haben wir darum wohl das Recht, den Stab über sie zu brechen? Auch der Eintritt der Mannbarkeit ist oft mit krankhaften Zufällen, oft mit sittlichen Ausschweifungen bezeichnet, und das individuelle Pathos, der lebendige Trieb der Subjectivität, in dem Allgemeinen und Ewigen der Kunst sich zu erfüllen und auszusöhnen, ist die wahre Zeugungskraft der Poesie, und der Dichter heißt ja eben Poet, ein Macher und Zeuger, wie der Griechen sagt: τέχνα ποιῆσαι. Nun wird man auch begreifen, warum Günther gerade von Goethe so bemerkt und ausgezeichnet ward: er ist ein Vorläufer von dem, was in Goethe selbst vollendet und abgeschlossen wurde, Günther das Subjekt, wie Goethe das schöne Subjekt der Poesie. Günther hatte keinen Winkelmann, keinen Lessing vor sich, er hat kein Italien gesehen, sein irrendes Auge an keinem Wilde der Kunst geübt: er ist roh! und dennoch geht ein verwandter Zug von ihm zu Goethe, ja wer nur im Stande



ist, von den Auswüchsen der Günther'schen Zeit und den Schlägen seiner Persönlichkeit abzusehen, wird erstaunen über die innere Ähnlichkeit mancher Günther'schen und Goethe'schen Lieder. Dieß ahnte und erkannte Goethe in ihm, und es ist dem alten Dichter wahrlich nicht gering anzurechnen, daß er auch zu der Zeit, wo die Schönheit ihn selbst schon nicht bloß geweiht, sondern auch für Manches gefeyt hatte (denn die Schönheit ist eine Zauberin, eine Armida, und an Goethe haben wir es erfahren!), noch den Muth besaß, die Zugendeindrücke und die alte frühe Neigung zu Günther zu bekennen. Dies Urtheil, das er in »Dichtung und Wahrheit« über Günther fällt, ist so trefflich und so bezeichnend für Günther, wie für Goethe, daß wir nicht umhin könnten, es unsern Lesern hier noch einmal vor die Augen zu führen.

»Hier,« sagt er: »gedenken wir nur Günther's, der ein Poet im vollen Sinne des Wortes genannt werden darf. Ein entschiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Fassens und Vergewärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmisch-bequem, geistreich, witzig und dabey vielfach unterrichtet; genug, er besaß Alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern seine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zustände durchs Gefühl zu erhöhen, und mit passenden Gesinnungen, Bildern, historischen und fabelhaften Ueberlieferungen zu schmücken. Das Rohe und Wilde daran gehört seiner Zeit, seiner Lebensweise und besonders seinem Charakter, oder, wenn man will, seiner Charakterlosigkeit. Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben, wie sein Dichten.«

Die in dieser Stelle hervorgehobenen Worte sind so bezeichnend sowohl für Wesen und Ziel der Poesie, als im Einzelnen für Günther, daß wir zu ihnen nichts hinzu zu setzen wagen. Uebrigens sind wir der Meinung, daß der poetischen Bedeutung nach Günther von Opitz übertroffen werde. Kein einziges Gedicht, des ersteren läßt sich der Wahrheit und Tiefe der Empfindung, der Bedeutung der Gedanken und der Kraft des Ausdruckes nach mit Opitzens Kriegsruß: »Auf! auf! wer deutsche Freyheit liebet,« vergleichen.

Noch näher der zweyten schlesischen Schule stehend als Günther, wird Brockes erkannt, der jene Schule nach den ersten unreifen Versuchen verließ und verspottete, ohne doch in die Plattheiten der Neutirch, der Anthor und Wegel, die steife Trockenheit der Abschaf und Caniz zu verfallen, welche wieder die Reak-

tion gegen das Unberechtigte und Maßlose der genannten Schule bildeten, und wieder eben so nach der einen Seite ausschweiften, wie diese nach der andern. Brockes tritt auf und bekennt sich selbst als ein enthusiastischer Verehrer und Anhänger des Marino'schen Geschmacks, den bekanntlich auch die zweyte schlesische Schule propagirte. Von dieser Seite her erschütterte also auch er, was von dem Conventiellen der Opiz'schen Poesie noch etwa übrig, oder wohl gar in der Reaction gegen Hofmannswaldau und Lohenstein neu entstanden war. Aber auf der andern Seite steht er auch mit dieser Opiz'schen Richtung wieder in einer innerlichen Verbindung, und gibt gleichsam den Schmelzpunkt, das Mittelglied zwischen der ersten und zweyten schlesischen Schule. Denn nicht bloß, daß er wesentlich descriptiver Dichter ist (darüber war auch Hofmannswaldau nicht hinausgekommen), er ist auch Reflexions- und Lehrdichter, ganz wie Opiz; er hält sich in derselben neutralen, sinnigen Betrachtungsweise fern von den Bewegungen der Welt, und ist »den Quellen der epischen Dichtung, menschlichen Handlungen, Kriegen u. a. eben so feind, wie dieser Dichtung selbst. — Aber hier tritt sogleich ein neuer Unterschied ein: Brockes will mit seinen Reflexionen, seinen Betrachtungen und Schilderungen nicht bloß lehren, er richtet sich nicht an den Verstand, wie Opiz und die übrigen Lehrdichter; sondern er will rühren, an das Herz, an die Empfindungen wendet er sich, und nicht Zuwachs an Kenntnissen, nicht Bildung des Verstandes beabsichtigt er, sondern die Verehrung Gottes in der Natur, die lebendige Erhebung und Bewegung des Herzens, die Entfaltung des Gemüthes in religiöser Sphäre ist sein Ziel. Dieser Schlag des Herzens unterscheidet ihn denn auch von Hofmannswaldau, indem zugleich die Frömmigkeit und Keuschheit, welche Brockes athmet, und der Umstand, daß es die religiöse Sphäre ist, in welcher jetzt er jene alten verschrieenen Künste Hofmannswaldau's oder, Marino's übt, ihn von allen Vorwürfen und jeder Mißgunst befreyt, welche dieselben bisher zu ertragen gehabt hatten. Sowohl also die Opiz'sche Reflexion mit ihrer Nüchternheit, als die Hofmannswaldau'sche Description mit ihrem Bombast belebte, zügelte und veredelte Brockes durch den Funken des Gemüthes, durch die Flamme der Religion, von denen seine Dichtung erwärmt wird. Mit diesem Verdienst hängen noch andere zusammen, die wir hier nur flüchtig erwähnen können: seine Empfehlung und Einführung der englischen Poesie, zu welcher ihn seine Naturschildereien führten, wie denn er selbst Thomson's Jahreszeiten, diesen Katechismus für dergleichen Poesien übersetzte; die Heiterkeit und Milde, die auch seiner religiösen

Richtung eigen blieb, und durch welche er sich von der üblichen, von ihm förmlich abgelehnten Ascetik anderer religiösen Dichter und der todten Convenienz der Orthodoxie glücklich entfernt hielt; sein musikalischer Sinn, der die steifen Opiz'schen Formen zerbrach, dem Alexandriner sein kanonisches Ansehen nahm, und ihn selbst freiere Rhythmen, melodischeren Strophengebäude lehrte, wodurch er nicht ohne Einfluß weder auf das weltliche, besonders das bald (durch Hagedorn) entstehende gefellige, noch auf das Kirchenlied geblieben ist.

Nach einigen Bemerkungen über die Pietisten, mit welchen unmittelbar auch *Thomasius* genannt wird, die äußerlich durch ein starkes Band, die im Jahre 1694 gegründete Universität Halle, zusammengehalten wurden, und nach interessanten das Wiederaufleben der Philologie, ihre Emancipation von der Theologie, die Kunst der Alten, ausgesprochenen Ansichten kommt der Verfasser zur Stiftung der Universität *Göttingens*, die vorzugsweise im Sinne und zum Nutzen der historischen Wissenschaften gegründet wurde. Durch die Gründung *Göttingens* als eine Universität ward für das historische und positive Studium, im weitesten Umfange einem dringenden Bedürfniß, einer lebendigen Richtung jener Zeit entsprochen, und das Gleichgewicht, welches der Wolf'sche spekulirende Schematismus auf Unkosten jener historischen Wissenschaften zu zerstören drohte, aufs Glücklichsste hergestellt und gesichert. Auch zeigt dies Zeitgemäße in Gründung und Einrichtung der Universität sich unwiderlegbar in ihrem raschen und glänzenden Aufblühen, und der außerordentlichen Theilnahme, ja der Sehnsucht und Liebe, mit welcher damals fast Alles, was von der studierenden Jugend Deutschlands auf der Akademie noch mehr wollte, als nur seinen Cursus absolviren, sich eben nach *Göttingen* wendete. Sehr viel that hiebei allerdings die Liberalität der Behörden und die unermüdlige, begeisterungsvolle Thätigkeit *Münchhausens*, der, selbst kinderlos, die *Georgia Augusta* gern seine Tochter nannte, und, was mehr sagen will, nennen durfte: ihm vornehmlich und dem Reichthum der Mittel, welche ihm zu Gebote standen, dankte *Göttingen* außer der Bibliothek, jene glänzende Reihe berühmter Namen, durch die es damals unbestritten die erste Universität Deutschlands war. Wir finden unter den frühesten Lehrern *Göttingens* die glänzenden anlockenden Namen eines *Mosheim* (seit 1747), *Walch* (seit 1754), *Johann David Michaelis* (seit 1745), *Masov* (seit 1735), *Gebauer* (seit 1734), *Böhmer* (seit 1740), *Pütter* (seit 1747), *Albrecht von Haller* (seit 1736), *J. W. Geßner* (der eben so, wie sein Nachfol-

ger Heyne, aus Sachsen hieher verpflanzt worden war, (seit 1747), Gatterer (seit 1759), Tobias Mayer (seit 1751), Kästner (seit 1756).

Bei einer Vereinigung solcher Männer darf allerdings die Theilnahme, welche Göttingen schon damals in der deutschen Jugend erweckte, nicht Wunder nehmen. Außerordentlich gesteigert aber ward dieselbe, als im Jahre 1763 Heyne nach Göttingen berufen wurde. Der Einfluß dieses Mannes durch eine lange und glückliche Reihe von Jahren war segensreich und weithin wirkend. Er fiel gerade in die Zeit, wo auch die deutsche Poesie eben so, wie sie früher ihre Form, ihr Werkzeug an der Antike gebildet hatte, nun auch ihren Inhalt an dem Inhalt des Alterthumes läuterte, und wo das schöne Subjekt ihre Aufgabe geworden war. Dieser Einfluß Heyne's ist kein unmittelbarer gewesen, er hat keinen Dichter in persönlicher Nähe erweckt und aufgemuntert, sogar vernachlässigt, die in seiner Nähe waren; aber nah und fern hat er gewirkt durch die Art seiner Auffassung und Verbreitung des Alterthums. Man denke nur an das, was Goethe von ihm sagt und wie eben Heyne's Beyispiel es war, das auch ihn für die Beschäftigung mit dem Alterthum begeisterte, und einige Zeit lang ihm nichts wünschenswerther machte, als, gleich Heyne, den philologischen, den humanistischen Studien sich zu widmen, und in diesem Göttingen, wo zu studieren sein heißer, von dem pedantischen Vater nicht gebilligter Wunsch war, als akademischer Lehrer eine aufmerksame Jugend zu seinen Füßen zu versammeln.

Ehe der Verfasser zur speziellen Geschichte des Göttinger Dichter-Bundes übergeht, beleuchtet er den Gang der stufenweisen Einwirkung deutscher Literatur, und diese Partie gehört unbestritten zu den vorzüglichsten des Buches.

Es wird zuerst Haller's und Hagedorn's gedacht, und der Bemühungen für das naturbeschreibende und das mit ihr zusammenhängende didactische Element des erstern, und des Verdienstes des zweyten, zuerst der deutschen Geselligkeit eine Stimme geliehn, und auch die Masse der weltlich Gesinnten, der Ungelehrten und Unfrommen in die Interessen der Poesie gezogen zu haben. Dieß that er auch besonders durch seine, gleichfalls den Franzosen nachgebildeten Erzählungen und Fabeln, deren anmuthige Fassung, heitere Beweglichkeit, einfache, billige und verständliche Moral der Neigung jenes weiten Kreises angemessen war. Noch wichtiger indeß erscheinen diese Fabeln aus einem andern Gesichtspunkte, in wie fern nämlich das epische Element, eben so, wie es am Ausgange des Mittelalters in Fabeln und Fabliaux sich verlaufen hatte, jetzt wieder in Fabeln und Erzäh-

lungen sich anknüpfte; ja man kann sagen, das Epos schmuggelte sich mit der Fabel, deren lehrhafte Pointe und moralische Tendenz der Zeitrichtung entsprach, wieder ein in die Literatur, und gewährte zugleich den Dichtern selbst gleichsam eine Schule, in welcher sie, innerhalb des engen Rahmens der Fabel, in den Voraussetzungen der epischen Dichtkunst, in Handlung und Charakteristik sich üben konnten; denn auf das Epos drängte sichtlich unsere ganze Literatur sich hin. Nachdem neunzig Jahre seit J. Spreng's meisterfängerlicher Bearbeitung der Ilias verfloßen waren, griff man endlich jetzt wieder nach Homer, dem großen Muster der epischen Poesie.

Nun kommt Gottsched an die Reihe. Das Urtheil des Verfassers über ihn ist eben so richtig als selten in einer Zeit, in welcher ein unbedingtes Verwerfen Gottsched's beliebt geworden. Hätte Gottsched die Einsicht und den wackern Muth gehabt, die Franzoseley eben so bey Seite zu werfen, wie Thomasius mit dem Pietismus that, als dieser dem Geiste der Zeit nicht mehr entsprach, und hätte Eifersucht gegen die Schweizer, deren theoretische Versuche sein kunstrichterliches Monopol zu gefährden drohten, ihn nicht namentlich gegen Milton und überhaupt die von den Schweizern empfohlene englische Literatur, so wie später gegen Klopstock verblendet, so würde sein Andenken unter uns ein weniger bedauernswürdiges geworden, und das Gute, das auch er angeregt, das Nützliche, das er geleistet, weniger schnell vergessen seyn. Allein, es scheint, als hätte in diesem harten und zum Theil ungerechten Schicksale, welches Gottscheds Andenken widerfahren ist, die Geschichte ein Beyspiel aufstellen wollen, wie sie selbst sich rächt an dem, der ihrem Dienste, dem heuschen Dienste der Wissenschaft und Poesie vielmehr die Interessen der eigenen Person, die Eitelkeit und den kurzen Glanz persönlichen Ruhmes vorzieht, — ein Beyspiel, das in andern Kreisen sich an Andern wiederholt hat, und das gerade die Gelehrten und Dichter unserer Zeit nicht aus dem Auge verlieren sollten, wo man es von oben herab so schwer und bald unmöglich macht, der Freyheit, der Wahrheit, dem Geiste die Opfer nur darzubringen, die Dienste nur zu leisten, die wir ihm bringen und leisten wollen, und dadurch die Eigensucht nicht nur befördert, sondern selbst sanctionirt.

Auch Friedrich des Großen wird gedacht, von dem Goethe eben so wahr als schön sagt: »daß durch ihn und die Thaten des siebenjährigen Krieges die erste Lehre und der höhere eigentliche Lebensgehalt in die deutsche Poesie kam.« — An diesem eigentlichen Lebensgehalte brach denn nun auch jedes geistige Joch, welches uns die Franzosen oder Gottsched in ihrem Namen auslegen woll-

ten, und mit dem Tage, da die Franzosen von Rossbach liefen, war auch die Tyrannei, die sie in dem Gebiete der Literatur ausgeübt hatten, aufgehoben, und ihre Wiederherstellung unmöglich gemacht.

Niemand hatte von diesen Hergängen ein deutlicheres Bewußtseyn, und Niemand verstand sie trefflicher auszubenten, als Lessing, der in seiner Dramaturgie manches Rossbach für die französischen schönen Geister bereitet hat. In ihm vereinigten sich nationales Gefühl (denn wer möchte dieß, und zwar das innigste, das feinste, dem Verfasser der Minna von Barnhelm absprechen?) und antike Bildung, und machten ihn zu dem eigentlichen Lehrer und Erzieher der Nation.

Auf dem so gereinigten und genährten Boden nun erwuchs die Literatur in frischer, gedrängter Blüthe: Klopstock stand geehrt, gefeiert, ja angebetet, auf dem Gipfel seines Ruhmes; Wieland fing an, mit Glück und Grazie ihm die Wage zu halten; Lessing schwang unermüdlich für jede Art edler Freiheit, für die Sicherheit des geistigen Besitzthums seine erprobten Waffen; eine reiche Generation jüngerer Dichter wuchs schnell und thätig empor; die Journalistik begann ihr anregendes Kampfspiel, aus welchem für die Literatur ein Bewußtseyn über sich selbst aufdämmerte, und nicht lange, so wurde auch die Philosophie durch Kant aus dem Netz der Formeln und unkritischen Voraussetzungen erlöst, und in dieser neuen Lebendigkeit zum wirksamsten Fermente der Zeit gemacht.

Als literarischer Mittelpunkt Leipzigs wird vorzugsweise dreier Männer erwähnt. Gellerts, dessen außerordentliche Wirksamkeit der Verfasser weniger als eine unmittelbar in die Literatur eingreifende gelehrte, oder künstlerische, als eine sittliche erkennt — Weiße, von dem weniger seine poetischen Produktionen, als seine kritischen Bemühungen, in Herausgabe der Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste bemerkt wird, und Christian Heinrich Schmid, der Gründer des Leipziger Musen-Almanachs, der als ein kritisches Organ benützt wurde, Leipzigs Theilnahme an der Literatur zu befördern und zu erhalten.

Nach Leipzig kommt die Schweiz in Betrachtung, der Sammelplatz der Opposition gegen Gottsched. Bodmer mit ungleich geringerem Talent als sein Gegner, erscheint als Vorfechter.

Der Uebergang der ästhetischen Kritik, und damit eines großen Theiles der literarischen Gewalt von der Schweiz an Berlin, wird in Sulzer entschieden dargestellt und vollendet. Die Macht Berlins erscheint weniger in eigener poetischer Produktion, als in dem norddeutschen Elemente der Kritik. Dieser entsprach Sul-

zer, der Mann der Theorie. Den natürlichsten Gegensatz zu ihm bildet Nikolai, besonders dadurch, daß er das philisterhafte Element, welches in jenem steckte, und ihm die bekannte Moral- und Nützlichkeitspointe der Poesie an die Hand gab, nicht theilte; in Sulzer war dieß vielleicht eine Erbschaft alt schweizerisch sittlicher Tüchtigkeit, bei beschränkter Einsicht; Nicolai dagegen, in dem aufgeklärten, ja frivolen Berlin groß geworden, faßte sehr leicht den Gedanken einer Trennung der Poesie von der Moral, durch welche er der nachher von ihm selbst so grimmig bekämpften Genieperiode und der vollkommenen Autonomie der Kunst vorarbeitete. Und was Nicolai aus sich selbst nicht gefunden hätte, das ahnte und lernte er aus den Fingerzeigen seines Freundes Lessing, der, wie Sulzer, aus der Schweiz, eben so aus Leipzig nach Berlin auswanderte, und der eigentliche geistige Gründer der Berliner, wie ja überhaupt der deutschen Kritik geworden ist. Außerlich war dieß Nicolai, anfangs durch die Literaturbriefe, die alle früheren Journale unendlich überflügelten, dann durch das für seine Zeit riesenhafte Unternehmen der Allgemeinen Bibliothek (seit 1756), welche sich zuerst die Aufgabe stellte, die gesammte deutsche Literatur kritisch zu umfassen. Dagegen blieb denn nun Sulzer sehr zurück und sein Einfluß nur gering, ja eigentlich zu der Zeit, wo er mit dem rechten Complex seiner Bestrebungen, mit der allgemeinen Theorie der schönen Künste (1771, aber schon 1760 angekündigt) hervortrat, waren die Ansichten, die er hier zum Gesetz erheben wollte, thatsächlich in der Literatur bereits widerlegt, und daher statt Schüler und Proselyten zu finden, erfuhr er nur Widerspruch, Verspottung und Gleichgültigkeit. Der Ausgang seiner literarischen Laufbahn entsprach daher jener emsigen, anregenden Thätigkeit, die er vermittelnd in dem Hallischen Kreise ausgeübt, keineswegs; denn mit diesen früheren Freunden, Gleim u. s. w. war er zerfallen, weil sie durch ihre anakreontischen Ländeleien dem sittlichen Rigorismus seiner Theorie nicht Genüge thaten; die Klopstockianer scheuchte sein Nützlichkeitsprinzip zurück, das zu ihren seraphischen Entzückungen nicht paßte; die Literaturbriefe ignorirten ihn, so viel wie möglich, der junge geniale Auswuchs aber erklärte ihm offenen Krieg, und so wurde seine Theorie in demselben Augenblick, da sie zu existiren anfangen wollte, bereits von allen Seiten negirt. Dieß war aber ein wichtiger und bedeutungsvoller Schritt: es war eine Protestation der lebendigen Poesie gegen jede Convenienz und Einschachtelung des Systems, eine letzte Niederlage des Gottsched-Bodmerschen Wesens, als dessen Epigone Sulzer zu betrachten ist.

Producirend ward Berlin bey weitem nicht so ansehnlich und machtvoll vertreten, als in der Kritik durch das erwähnte Nicolai'sche Journal, das in der That eine Macht war und blieb, bis von der einen Seite Goethe und die ihm folgten, von der andern Herder und Kant es stürzten.

Von den Berliner Poeten ist bloß Ramler der Beachtung werth. Das Urtheil des Verfassers über ihn ist eben so wahr als verschieden von dem Urtheile unserer, die Poesie mit Extravaganz verwechselnden, und jede wie immer geordnete Bestrebung der edelsten Natur und besten Wirkung verspottenden Zeit. Ramler war an den Alten groß geworden, hatte ein feines Ohr und eine unermüdlige Geduld, ja eine wahre Begier und Leidenschaft, zu bessern und zu feilen; unsere Poeten haben Außerordentliches durch ihn gelernt. Nicht ganz so förderlich, wie in dieser Kritik, war ihm die Schule und das Muster der Alten in der eigenen poetischen Produktion: dieselbe hatte allerdings einen lebendigen Kern, sie hatte ein wahrhaftes Pathos, die Begeisterung für seinen großen König, die Siege und den Ruhm seines Vaterlandes. Aber dieser lebendige Inhalt fand nicht den entsprechendsten Ausdruck in der Form der Ramler'schen Ode, in welcher er konventionell und einseitig war. Um uns dennoch den großen Erfolg seiner Gedichte zu erklären, müssen wir uns bey dem Publikum seiner Zeit die konventionelle Verehrung des Alterthums größer, also das Gefühl für die lebendige Form noch minder ausgebildet, dagegen aber das Interesse am Inhalt bis zum Enthusiasmus, bis zur begeisterten patriotischen Theilnahme gesteigert denken. So wird das Gleichgewicht hergestellt, das wir jetzt vermiffen. — Ramlers Ansehen war groß, wie sein Einfluß, der in tausend kleinen unmerklichen Aenderungen, in den Bleystiftstrichen und Aenderungen seiner Correkturen fortwirkte. Die Journale behandelten ihn mit Achtung, und wenn auch Mancher mißvergnügt war über den gewaltsamen Eifer, mit welchem Ramler auch fremdes Eigenthum seiner Feile unterwarf, so ließ doch nur selten Einer dieses Mißbehagen laut werden, und der offene Bruch zwischen Ramler und Gleim, der aus dergleichen Ursachen entstanden war, stand vereinzelt und warnend an dem Freundschaftshimmel unserer Literaten. Zu dieser Achtung mußte selbst diejenigen, die seinen Enthusiasmus für Friedrich den Großen nicht theilten, doch die edle Charakterfestigkeit seiner Poesie nöthigen, und diese wahrhaft rührende Genügsamkeit, mit welcher, nicht beachtet, nicht gekannt, nie durch eine Gunst ausgezeichnet von dem gefeyerten König, er dennoch nicht müde ward, sein Lob zu singen. Dadurch war er erhaben über jeden Verdacht eigensüchtiger Zwecke, sein Lob gab sich deutlich kund



als die freie Huldigung eines unabhängigen Mannes, es entwickelte sich in ihm eine gewisse kernhafte Männlichkeit, eine Art republikanischer Herbigkeit, die mit ihm die ganze Berliner Literatur theilte, welche ihren Werth um so kräftiger selbst fühlte, um so weniger der, auf dessen Beyfall sie so stolz gewesen seyn würde, von diesem Werth auch nur eine Ahnung hatte. Es war immer, als erwarteten sie einen Tag, wo das Auge Friedrichs des Großen würde erschlossen werden für die deutsche Literatur; ein edler Ehrgeiz, ein fruchtbarer Stolz belebte sie, auf diesen Tag ihres Königs würdig zu seyn, und zugleich durch die That diejenigen zu widerlegen, welche ihrem großen Könige Schuld gaben, daß er die Entwicklung der vaterländischen Literatur durch seine Gleichgültigkeit gegen dieselbe aufgehalten habe.

Nun ist der Halle-Halberstädtische Kreis zu bemerken. Die Bedeutendheit dieses Kreises erscheint darin, daß er, und in ihm vornehmlich Lange die altdeutsche Literatur, um deren Wiederbelebung damals Bodmer sich bemühte, mit vieler Liebe aufnahm. Man schickt (schon in den vierziger Jahren) in den freundschaftlichen Briefen Lieder der »Minnesinger« hin und wieder, erklärt, übersetzt, bewundert sie, tauscht Nachrichten von den Lebensumständen, den Handschriften und Ausgaben unserer älteren Dichter, und dieß Alles mit der ganzen innigen Behaglichkeit, welche dilettantischen Bemühungen eigen ist. Aus solchen aber, ja aus der Gährung noch unaufgeklärterer Neigungen und Leidenschaften, hat im Verlauf der Jahre unsere ganze deutsche Philologie (das heißt im Gegensatz zur klassischen, die philologische Behandlung unserer deutschen Sprache und Literatur) sich entwickelt; es ist eine Wissenschaft, die aus dem Herzen gewachsen ist; und wir werden daher diese dilettantischen und unreifen Anfänge um so freundlicher beurtheilen müssen, je höher in der That der Werth ist, den wir jetzt auf unsere Philologie zu legen haben, und je mehr wir von ihr, und im Einzelnen von der wissenschaftlichen Behandlung unserer Literaturgeschichte, auf welche sie, als auf ihr lehtes und edelstes Ziel hinarbeitet, die größten Erfolge auch für unsre künftige Literatur selbst erwarten, die durch sie wahrhaft eine selbstbewusste werden und damit dieselbe Ausöhnung und lebendige Vereinigung von Kritik und Produktion erreichen wird, die wir bisher nur in Goethe und Schiller allein bewundern. — Auch trugen diese Beschäftigungen mit den »Minnesingern« schon damals einige unmittelbare Frucht für die moderne Literatur, indem Gleim und auch die Göttinger Dichter, besonders Müller, die Form derselben anzunehmen suchten, und dadurch auf die ganze Entwicklung unsers Liebesliedes nicht

ohne Wirkung blieben. Als wirkende Mitglieder jener Periode erscheinen vorzugsweise der freundschaftswüthige Gleim und Kleist.

Was die journalistisch-kritische Thätigkeit jener Zeit betrifft, so wurde durch Klop in den Jahren 1768—1772 Halle der Sitz. Klop war bekannter Weise Philolog, mehr geschmackvoll als gründlich, der Heyne'schen Kultur verwandt, aber ohne den Kern jener sittlichen Kraft, welche diese Kultur in Heyne so mächtig und herzbezwingend machte. Er war von Göttingen, von wo ihn wohl Heyne's Ankunft vertrieben hatte, 1765 nach Halle gekommen. Die Sicherheit, mit welcher er urtheilte, die Gewandtheit seines welt- und lebemannischen Wesens und seine einschmeichelnde Kunst der Kliques und Intrigue verschafften ihm in Halle bald einen großen Einfluß und einen Anhang, der sich weit durch Deutschland verbreitete. Er war befreundet und im persönlichen Umgange mit Gleim, Jacobi u. s. w., spielte mit ihnen den Freundschafts-Enthusiasten und lockte an sich, was von Schöngreifern in der Nähe war.

In Erfurt war Riedel Klop's Werkzeug, der auch bey dem Unternehmen der Halle'schen Bibliothek seine hauptsächlichste Stütze gewesen war, und nun in Erfurt in ähnlichem Geiste eine »Philosophische Bibliothek« und »Erfurter gelehrte Zeitungen« herausgab, ohne jedoch eine bedeutende oder gar eine eigene Wirksamkeit zu finden. Neben ihm war der Leipziger Schmid thätig, und seit 1769 auch Wieland, zwar unabhängig von beyden, aber, seiner leise auftretenden, schmiegsamen Natur gemäß, besonders mit Riedel im Einverständnis und vermuthlich sich schon im Stillen übend, in jenen kleinen Künsten der Journalistik, die er nachher in Weimar bey dem Merkur als offenes Geheimniß walten ließ.

Wieland sowohl als Riedel und von Halle her auch Klop vermitteln den Uebergang nach Wien, welches ernstliche Anstalten machte, an der Literatur, wie sie inzwischen im übrigen Deutschland sich ausgebildet hatte, Antheil zu nehmen. Unter den Bardensängern wird Haschka vermißt, der überhaupt einen nicht unbedeutenden Antheil an den Bewegungen und Bestrebungen jener Zeit hatte. Interessant ist die Bemerkung über die Bekanntschaft der Oesterreicher mit Wieland durch den Marquis von Boufflers. Uebrigens kann nicht in Abrede gestellt werden, daß in diesem Theile des Werkes Oberflächlichkeit und Unkenntniß der literarischen Verhältnisse Wiens bemerkt wird, welches um so mehr auffällt, als Sachkenntniß und Wahrheitsliebe gerade zu den vorzüglichsten Eigenschaften des Verfassers gehören.

Unter den Städten des nördlichen Deutschland hatte bis dahin Hamburg sich am theilnehmendsten und fruchtbarsten für die Entwicklung unserer Poesie erwiesen. Noch im Ausgange des siebzehnten Jahrhunderts hatte es durch die viel berühmte Hamburger Oper und die niedersächsischen Poeten (Postel u. s. w.), welche sich um diese gruppiren, einen ansehnlichen Platz in unserer Literatur eingenommen; es hatte dann Brokes groß gezogen und Hagedorn den günstigen Boden finden lassen, dessen fein anmuthig gefelliges Talent bedurfte; es hatte endlich in der neuesten Zeit durch den Glanz, und wie es den Anschein hatte, die umsichtige Gründlichkeit, mit welcher es seine Bühne wieder herzustellen, und, wie einst für die Oper, so jetzt für das moderne und geschmackvolle Drama eine Musterschule zu werden verhieß, die kühnsten Erwartungen, die freudigsten Hoffnungen wenigstens erregt. Jetzt (1771) verlegte auch Klopstock, seit Langem durch die Ehe mit Meta Moller in Hamburg verschwägert und befreundet, seinen bleibenden Wohnsitz von Kopenhagen hieher, wo bald ein geschlossener Kreis tüchtiger und gelehrter Männer, geistreicher Frauen sich um ihn versammelte, wie er der erclusiven Neigung entsprach, die sich inzwischen in Klopstock entwickelt hatte. So wurde Hamburg durch ihn zwar keineswegs Sitz und Organ einer lebhaft eingreifenden literarischen Macht; aber er gab doch den Mittelpunkt eines ehrenwerthen Kreises, in welchem Bildung und Wissenschaft mit behaglicher Theilnahme gepflegt wurden. Unter den bedeutendsten Männer jener Zeit werden Claudius, Herder, Lavater und Haman angeführt, dessen Charakteristik S. 177—178 meisterhaft zu nennen ist.

Das zweite Buch hat es ausschließlich mit Göttingen, der Entstehung und Trennung des Dichterbundes zu thun.

Der Boden von Göttingen, sagt der Verfasser, war bis in den Anfang der siebziger Jahre für die Poesie nichts weniger als günstig und fruchtbar. Auch die deutsche Gesellschaft für Literatur und Sprache, die nach dem Muster der Leipziger schon 1739 durch Gesner in Göttingen war gestiftet worden, hatte der Literatur auch nicht die kleinste Frucht getragen, ja sie hatte in jüngerer Zeit (1762) dem allgemeinen Zuge der Universität folgen, und durch Aufnahme der beliebten Göttinger Realien, der Geschichte, Geographie und Alterthümer ihren ursprünglichen Charakter im Grunde aufgeben müssen, ohne daß diese Erweiterung ihres Kreises ihre Kräfte gesteigert, und sie selbst zu einigen öffentlichen Lebenszeichen ermuntert hätte.

Das Prinzipat dieser Gesellschaft befand sich gerade seit dieser Reform in Kästners Händen. Nun war aber Kästner nur in Berücksichtigung seiner Epigramme ein Poet zu nennen, und

obchon er den Ruf eines Dichters hatte, besaß er keine Eigenschaft welche der Beförderung der Zwecke der Poesie gedeihlich gewesen wäre.

Sehr deutlich dagegen ist auch schon in jener Zeit der bedeutende Gewinn, den bereits damals unsere Literatur demjenigen Göttinger Institut verdankte, welches noch heut, nach so vielen Verlusten, welche diese Universität erlitten, nach so manchem Sturm, der sie gewaltsam ihrer Zierden beraubt hat, den Namen Göttingens jedem Gelehrten, jedem Freunde der Wissenschaft werth und wichtig macht: der Göttinger Bibliothek. Auch sie war von dem Vater der Universität, von Münchhausen gegründet, und mit einem Eifer, sogar mit einem Aufwande bereichert worden, der sie binnen kurzer Zeit den ansehnlichsten Sammlungen dieser Art an die Seite setzte. Ja sie übertraf dieselben schon in ihrem Entstehen sowohl dadurch, daß sie jenen Wust ewig ungelesener Bücher nicht hatte, der in andern Bibliotheken aus der Erbschaft alter Klöster und Stiftungen die Repositorien nutzlos zu füllen pflegt, sondern vielmehr nach den lebendigen Bedürfnissen der Zeit und aus den neuesten Erscheinungen der europäischen Literatur mit Plan und Absicht zusammengetragen ward, als auch besonders durch die in jenen Tagen noch ungewohnte Liberalität, mit welcher die Schätze derselben dem Publikum zur Benützung dargeboten wurden. Die größte Wichtigkeit aber erlangte sie durch die Verbindungen der Universität und ihrer Curatoren mit England, dem eigentlichen Mutterlande der Göttinger Hochschule, das zu dem unübersehbaren Unrecht, welches es Hannover und in ihm dem gesammten Deutschland angethan, sich in der Stiftung Göttingens doch auch ein Verdienst erworben hat um Deutschland. Es war damals gerade die Zeit, wo unsere Literatur, selbst unsere Wissenschaft mit jugendlichem Enthusiasmus bey England in die Lehre ging: Shakespears und Ossian hatten bereits gezündet, die Percy'sche Sammlung fing an, unsern Poeten ein Gefühl zu erwecken von dem wahrhaft Volksthümlichen und dem eigentlichen Charakter der Romanze und Ballade, eine neue Betrachtung des Homer, und damit der Poesie im Allgemeinen begann von England her sich auszubreiten, von wo auch in der Historie sowohl jene bekannten größeren Sammel-, als einzelne Meister- und Musterwerke ausgingen. Diese ganz anregende englische Literatur nun war nirgend anders so vollständig und so frühzeitig zu erlangen, als in Göttingen, ja Einiges ausschließlich hier, wie z. B. von Wood's »Versuch über das Originalgenie des Homer,« — welcher den eigentlichen frühesten Anstoß zu der ganzen Homer'schen Frage gegeben, und überhaupt auf unsere Ansichten von Poesie und poetischem Genie

entschiedenen Einfluß gehabt hat, lange Zeit das einzige Exemplar in Deutschland, nur in Göttingen, in Michaelis Händen war, so daß mehrere Jahre hindurch Heyne der Einzige blieb, der von diesem wichtigen Buch zu sagen wußte, bis es endlich doch einem Uebersetzer gelang, desselben habhaft zu werden. Solcher Uebersetzer, die die Ausbeute englischer Gelehrsamkeit nach Deutschland übertrugen, mußte sich nun eine Menge nach Göttingen ziehen, als dem vornehmsten Markte der englischen Literatur für Deutschland, und so finden wir auch die Mitglieder des Göttinger Bundes, Voie, Hölty, Wos, in Uebersetzungen aus dem Englischen thätig. Dadurch bildete sich allmählich ein gewisser Stamm unabhängiger Gelehrter und Dichter.

Von bedeutender Wirksamkeit in jener Zeit erschienen Heinrich Christian Voie und Gotter; der erste, ohgleich durch Uebersetzungen englischer Theaterstücke bekannt, mehr umfangend — der zweyte, den Franzosen zugewendet, mehr produzierend. In jenen Verhältnissen erschien der erste deutsche Musen-Almanach für das Jahr 1770 durch eine Göttinger Redaktion und in Göttingen verlegt. Entstanden freylich war von dieser Poesie in Göttingen nur wenig, nämlich nur die sehr geringen Beiträge von Voie selbst, die zahlreichen Kästner'schen Epigraume und vielleicht Einiges von Gotter, der gleichfalls mit freygebigen Händen gespendet hatte; also im Ganzen Nichts, was irgend eine besondere Richtung Göttingens oder auch nur der Universität überhaupt in der Literatur repräsentirt hätte. Dagegen prangte in einer Ode von Denis der Name Joseph's an der Spitze des Büchleins; Gleim, die Karschin, Willamov, Thümmel, Kretschmann hatten zum Theil reichliche Beiträge geliefert; von Klopstock waren einige beliebte Oden mit illustrirenden Bignetten wieder abgedruckt, eben so einige Gedichte von Gerstenberg und Rämmler, und der ganze Almanach mochte für Geschmack und Bildung jener Zeit sehr wohl berechnet seyn.

Gotter hatte schon 1769 Göttingen und seinen Freund Voie wieder verlassen, und während nun dieser, der jetzt die Redaktion des Almanachs allein übernahm, neben den eben angedeuteten Gründen auch diese Vereinsamung immer geneigter machen mußte, den Kreis seiner literarischen Bekanntschaften zu erweitern, und jüngere Dichter an sich heranzuziehen, konnte es auch nicht wohl ausbleiben, daß diese jüngeren nicht auch ihrerseits die Verbindung mit Voie suchten, als dem Redakteur eines Unternehmens, das ganz besonders geeignet war, die Bekanntschaft junger Dichter mit dem Publikum zu vermitteln. Natürlich fiel ihm dabey zunächst alles dasjenige zu, was von jugendlichen poe-

tischen Talenten in Göttingen selbst verborgen war, und was nun, wie an Boies Almanach einen literarischen, so an Boies Person einen geselligen Mittelpunkt zu finden hoffte. Der Erste, der sich ihm auf diese Weise näherte, war Bürger.

Nebst diesen schlossen sich auch Hölty und Müller dem Boies'schen Vereine an. Um Ostern 1772 kam Wosß nach Göttingen, und dieser ist es, der bald nach seinem ersten Eintritt einen so entschieden herrschenden Einfluß auf den Göttinger Dichterbund gewann, daß er ihn zum eigentlichen Dichterbunde umschaffen konnte.

Diese Gesellschaft hatte schon im May unter Boies Vorsitz ihre wöchentlichen Versammlungen. »Die Produkte eines Jeden werden vorgezeigt und beurtheilt, und Boie verbessert.« — In so weit also unterschied sich dieser Verein, welchem in der That dieser Name kaum schon gebührt, in nichts von tausend ähnlichen Zusammenkünften junger Dichter, wie dieselben immer und überall Statt gefunden haben, nur daß der Boies'sche Almanach sogleich eine Gelegenheit darbot, die Produkte dieses Kreises durch ein gemeinsames Organ zu veröffentlichen, und daher den Mitgliedern desselben den Gedanken einer unmittelbaren Einwirkung auf das Publikum und die Hoffnung, eine literarische Macht zu werden, sehr nahe legte.

Allein die gährenden Elemente der Zeit waren auch in Mitte dieser anfangs so anspruchslosen Genossenschaft durch zu lebendige Persönlichkeiten vertreten, als daß diese nicht auch in den übrigen eine gleiche Gesinnung erweckt, somit aber den Verein aus seiner Unbefangtheit heraus, und selbst Boie, den älteren, nüchternen Freund, gegen seinen Willen mit sich fortgerissen hätten.

Die eigentliche Entstehung des Bundes hatte vielleicht in einem Zufalle ihren Grund. Wosß erzählt von der Gründung desselben Folgendes: »Den 12. September (schreibt er an Brückner 1772) da hätten Sie hier seyn sollen! die beyden Miller's, Hahn, Hölty, Wehrs und ich gingen noch des Abends nach einem nahe gelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter, und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauernhütte eine Milch, und begaben uns darauf ins freye Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten uns alle bey den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Stamm herum — riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unseres Bundes an, und versprachen uns ewige Freundschaft. Dann verbündeten wir uns, die größte Auf-

richtigkeit in unsern Urtheilen gegen einander zu beobachten, und zu diesem Endzwecke die schon gewöhnliche Versammlung noch genauer und feyerlicher zu halten. Ich ward durchs Loos zum Ältesten erwählt. Jeder soll Gedichte auf diesen Abend machen, und ihn jährlich begeben.\*

In dieser vertraulichen Schilderung haben wir denn die Grundelemente des Bundes vollständig beisammen: den Freundschafts-Enthusiasmus, die abstrakte Freiheitsliebe und das Bardenwesen (woher der Hut und die Eiche), und als Rahmen gleichsam des Ganzen die Kleist'sche Naturschwärmerey, die in sentimentalem Aufschwung schon hier, wie ein Vorbote des Siegwart, den Mond zum Zeugen anruft. Keines dieser Elemente ist originell, keines in dieser Gemeinschaft ursprünglich entstanden oder ihr allein angehörig; es sind fremde Anregungen, die hier in ihrer Mischung aufgenommen und als Ganzes in eine Form gebracht werden. Aber eben durch diese Fixirung und durch das Gewicht dieses geschlossenen Kreises wird diese Mischung ein eigener und selbständiger Theil der Zeitstimmung, der als solcher sich auch nach außen hin offenbart, und sogar den Versuch macht, andere Richtungen zu unterdrücken, und die Herrschaft der Literatur an sich zu reißen.

Die bedeutendere Thätigkeit des Dichterbundes entwickelte sich erst durch den Beytritt der beyden Stolberge, die im Herbst 1772 Behufs ihrer akademischen Ausbildung nach Göttingen kamen. Ihre Adels-Verhältnisse und ihre Bekanntschaft mit Klopstock wirkten wesentlich. Klopstock, den der Bund für den größten Dichter erklärte, wurde demselben nahe gebracht. Der Bund veranstaltete am 2. July, Klopstocks Geburtstag, eine eigene Klopstocks-Feyer, bey welcher Wieland's Idris und Bildniß zu Hibernus verbraucht wurde, denn man erklärte ihn in sittlicher Beziehung für den größten Verräther. Klopstock glaubte jetzt in diesem Bunde ein Werkzeug gefunden zu haben, seine theoretischen Entwürfe zur Gelehrtenrepublik praktisch ins Werk zu setzen; der Augenblick schien gekommen, wo das, was bisher nur ein Verein von Freunden und unmittelbaren Genossen gewesen war, in weitem Umfange den ganzen deutschen Parnass umfassen sollte.

Das Organ, welches dem Bunde zu Gebote stand, war der Göttinger Almanach. Die dichterische Thätigkeit der Verbündeten beschränkte sich auf Lyrisches, und fand unter Voies Obhut seine Einführung ins Publikum. Aus der Uebersicht der Almanache, welche in der Zeit des Bundes fallen, ergibt sich Folgendes: Der Almanach von 1773 enthält neben einem Wieland'schen Gedichte die ersten deutschhümelnnden, bardenmäßigen Manifeste des Göttinger-Bundes gegen Wieland und die Franzosen, und gibt so ein recht

deutliches Bild von der mißlichen Doppelrichtung, in welche Woie den älteren Freundschaften, Neigungen und Verbindungen gegenüber, durch seine jüngeren Anhänger hingerissen wurde. Ueberhaupt ist die bardische Richtung reichlich vertreten: auch Kretschmann, der bekannte Barde Ringulph, und eigentlich dem Leipziger Kreise zugethan, ist nicht ausgeblieben. Ansehnlicher tritt der folgende Jahrgang auf: drey Bardengesänge aus Klopstock's »Hermann und die Fürsten« eröffnen, seine »Weißagung« schließt ihn; alles Stücke, die eben so viel Deutschthum als Freyheit athmen, besonders die »Weißagung«, die überdieß den Grafen Stolberg zugeschrieben und daher kein geringes Zeichen der Freundschaft war, die diesen gefeyerten Dichter mit einigen Mitgliedern des Bundes und durch sie mit diesem selbst verband. Von Bürger enthält er außer der Lenore noch die Nachtfeyer, Schön Suschens Traum, einige Minnelieder, an denen dieser Almanach überhaupt sehr reich ist, und eines jener merkwürdigen, fromm sentimentalen Gedichte, zu denen sein damaliges Zusammenleben mit einer reizbaren, bis zum Wahnsinn aufgeregten und überspannten Dame ihn veranlaßte. Auch Wof hat ein Minnelied versucht; doch hatte er sich auch hier wiederum nur der Form bemätern können, und das im Grunde inhaltslose Gedichtchen ist vielmehr eine philologische, als eine geistige Nachahmung der alten Minnesinger. Von Friedrich Stolberg ist besonders eine Ode: »die Natur« zu merken, in welcher derselbe Fanatismus gegen Andersdenkende und Andersfühlende, den er schon damals in der Politik, später auch in Kunst und Religion ausübte, hier sogar in den Genuß und die Betrachtung der Natur gelegt wird. Endlich gab auch Brückner durch einige Idyllen wenigstens seinen guten Willen und sein Interesse an den Unternehmungen des Bundes auch von fern her zu erkennen. Unter den übrigen Beiträgen waren vorzüglich die von Claudius geeignet, dem Almanach Anerkennung und Freunde zu gewinnen, am meisten aber diejenigen, welche unter einer unscheinbaren Chiffer Goethes Namen verbargen. Von dem Eindruck, den der vor Kurzem erschienene Götz auf die Göttinger Freunde gemacht, werden wir später sprechen; jedenfalls war derselbe so mächtig, daß es Woie natürlich war, Goethes Bekanntschaft und Theilnahme zu suchen; denn diesem hatte mit seinem Auftreten im Götz die gesamte Nation wie mit einem Schlage gehuldigt; seine Theilnahme war daher für den Almanach eine sehr wesentliche Eröberung, besonders da jene Beiträge, auch ohne Goethes Namen, sogleich allgemein als die Produkte eines originellen und bevorzugten Geistes erkannt wurden.

So erhält der Göttinger Almanach im Publikum eine Ver-



breitung, die beynahe unglaublich erscheint, namentlich wenn wir diesen Absatz vergleichen mit der mühselig kümmerlichen Existenz, die unsere heutigen Musen-Almanache mehr von der Gewohnheit und dem Mitleid sich erbetteln, als daß diese fernere Existenz derselben in den lebendigen Bedürfnissen des Publikums begründet läge.

Dieser außerordentlichen Theilnahme des Publikums entsprach nun auch die Aufnahme, welche der Göttinger Almanach von Seiten der Kritik erfuhr: die bedeutendsten Organe derselben behandelten ihn mit einer Achtung und Anerkennung, über welche Boie leicht den perfiden Angriff verschmerzen konnte, der, dem ersten Jahrgange seines Unternehmens von dem lautesten Schreier der damaligen Kritik, von Klop war bereitet worden. Die allgemeine deutsche Bibliothek sprach von dem »Geschmack und der feinen Auswahl, welche dem Herausgeber dieses Almanachs gleich in dem ersten Jahre so viel Beyfall erworben hat, und die auch die Fortsetzungen auf die vortheilhafteste Weise bezeichnet,« als von einer zweifellosen und anerkannten Sache. Selbst Wieland, wiewohl ihm weder die bittern Anspielungen und Herausforderungen, welche mehrere Gedichte des Almanachs sich gegen ihn erlaubten, unverständlich, noch die Klopstocksfeier und ähnliche extravagante Scenen unbekannt geblieben seyn konnten, ließ in den Recensionen des Merkur den Göttinger Almanach mit wachsender Auszeichnung beurtheilen.

In Göttingen selbst fand der Bund, wie übrigens das vorderzusehen war, vielen Spott, Verläumdung und Verlästerung aller Art von Unvernünftigen und Uebelwollenden, in welche letztere Klasse die Mehrzahl aller jener gehörte, denen der Beytritt versagt wurde; er erweiterte sich aber mit immer größerem Glück nach außen.

Zu Leipzig, ehemals dem bedeutendsten dieser literarischen Mittelpunkte, standen die Verbündeten in keinem unmittelbaren, am wenigsten in einem freundlichen Verhältniß. Auch mit der Schweiz hatte der Göttinger Bund keinen unmittelbaren Verkehr; doch war hier nicht weniger für sie, als für die gesammte deutsche Jugend, Gekörner ein Gegenstand aufrichtiger Verehrung, die sie ihm selbst da noch zollten, wo sie einzelne Gebrechen an ihm entdeckt zu haben glaubten. Bodmer's geschieht kaum einmal Erwähnung; sie bewahrten also dieselbe diplomatische Rücksicht, die ihr Herr und Meister, Klopstock selbst, gegen die Grillen des alten, eifernden Mannes übte, und nur seiner Verdienste um die Auffindung und Wiedereinführung unserer mittelalterlichen Literatur mochten sie sich mit Dankbarkeit erinnern. Lebendiger war

das Verhältniß zu Berlin. Für Nicolai freylich, als den eigentlichen Anführer der allgemeinen Bibliothek, deren Verfasser durch ihre scharfe und unerschrockene Kritik, nach Weiße's Ausdruck, sich in der Literatur eben so furchtbar gemacht hatten, wie die preussischen Soldaten in der Schlacht, konnten sie keine Sympathie empfinden. Dagegen hatte der Bund die Freundschaft Ramler's schon durch Voie gleichsam zur Ausstattung mit bekommen, und wenn er auch die preussisch-patriotische Begeisterung des Dichters nicht theilte, und sogar ein wenig scheel sah auf seine Oden, welche Einige den Klopstockischen gleich zu stellen wagten, so war ihm doch die Billigung des Kritikers, die ehrende Theilnahme des berühmten Mannes nützlich und erfreulich. Die aufrichtigsten Huldigungen sodann wurden Kleist dargebracht: Voss nennt seinen Namen wiederholt unter den wenigen, die er für Glanzgestirne des deutschen poetischen Himmels erklärt.

Mit Wien standen sie theils schon durch den Almanach in Verbindung, für den sie besonders an Denis einen treuen Genossen hatten, theils wurde jetzt durch die Gerüchte, die über Joseph's großartige Projekte zum Besten der Literatur und Klopstock's angebliche Verufung nach Wien umliefen, auch ihre Aufmerksamkeit in Neugier und Hoffnung dorthin gelenkt.

Um diese Zeit hatte der Bund seine höchste Blüthe erreicht. Klopstock, welcher der eigentliche Mittelpunkt desselben war, wollte ihm eine größere Ausdehnung geben, ihn zu einem allgemeinen Bunde deutscher Dichter, zu einer eigentlichen gelehrten Republik erweitern und als solche organisiren, aber vergebens. Die Zeit, welche den jungen Dichtern zu Göttingen vergönnt, wo nicht die Poesie und der Bund, sondern die Wissenschaft und die Vorbereitung für das amtliche Leben ihre eigentliche Aufgabe gewesen, war abgelaufen, und wie sie sich anfänglich aus Nord und Süd zusammen gefunden hatten, so trieb jetzt der Wind des Schicksals, der Zwang des künftigen Berufes sie nach Nord und Süd wieder aus einander. Außer Michaelis 1774 blieb Niemand vom Bunde in Göttingen, außer Voie und Hölty. Miller ging nach Leipzig und dann nach Ulm, sein Wetter nach Weplar, Leisewitz nach Hannover, Hahn nach Zweybrücken. Wenige Monate später ging auch Voie von Göttingen, und endlich mit dem Frühjahr des folgenden Jahres eilte auch Voss, der Voie's Nachfolger in der Redaktion des Musen-Almanachs wurde, wie er im Grunde sein Nachfolger in der Leitung des Bundes gewesen war, das vereinsamte und ihm verhaßte Göttingen mit Hamburg und Wandsbeck zu vertauschen, wohin Klopstock und Claudius ihn riefen. Zwar hatten die Freunde

aüßer ihrem eigenen vertraulichen Briefwechsel auch eine besondere offizielle Bundeskorrespondenz verabredet, und hegten wohl überhaupt, wenigstens einige von ihnen die Hoffnung, auch in der Form insgesammt verbunden zu bleiben, und die Träume der Klopstock'schen Republik doch noch einmal zu verwirklichen, allein, wie sie hinaustraten ins Leben, machte auch das Leben seine Rechte geltend an sie.

Das dritte Buch zerfällt seinem Inhalte nach in zwey Theile, deren ersterer die literarischen Institute bespricht, welche gleichsam den Nachlaß des Göttinger Bundes bilden, insoß der zweyte scharfe Charakteristiken der vorzüglichsten Dichter des Bundes liefert.

Voie gab mit dem Jahre 1776 die Redaktion des Göttinger Almanachs an Wosß ab. Dieser wollte den Almanach der Sitte der Zeit gemäß, welche auf die Emancipation der Literatur vom Buchhändler und eine auch dadurch zu erreichende Selbstständigkeit und äußerliche Geltung der Schriftsteller hinarbeitete, im Selbstverlag erscheinen lassen, und verpflanzte somit das ganze Institut von Göttingen in die Nähe seines neuen Aufenthalts, nach Hamburg.

Nun aber war auch der bisherige Göttinger Verleger des Almanachs nicht geneigt, auf den Gewinn Verzicht zu leisten, den er bis dahin von diesem Werke gehabt; er setzte daher auch seinerseits den Almanach fort, oder vielmehr, da das Voie'sche Institut das ursprüngliche ist, dieses aber von Voie selbst an Wosß abgetreten war: er gründete einen neuen Almanach, so daß seit dem Jahre 1776 zwey Musen-Almanache erschienen; der Hamburger von Wosß, und dann der Göttinger, zunächst von Göttingk redigirt. Daß es dennoch zwischen diesen beyden Nebenbuhlern zu keiner Polemik kam, wie etwa anfänglich zwischen dem Leipziger und Göttinger Almanach, das wurde hauptsächlich durch Göttingk herbegeführt, den behaglichen und friedfertigen Mann der Mitte, der überdieß von früher her mit Voie, wie auch mit Wosß selbst in gutem Vernehmen war. Ja Göttingk gestand dem Hamburger Almanach nicht nur eine gewisse Superiorität freywillig zu, sondern nach kurzer Zeit (1778) trat er gänzlich zurück von dem Göttinger Unternehmen, und vereinigte sich mit Wosß in der Herausgabe des Hamburger Almanachs, bis endlich im Jahre 1787 diese gemeinsame Redaktion wegen einiger Mißhelligkeiten, die sich dabey herausgestellt hatten, aufhörte, und Wosß wieder der alleinige Herausgeber wurde.

Den Göttinger Almanach dagegen hatte nach Göttingk's Abgang im Jahre 1779 Bürger übernommen, nicht ohne Wosß empfindlichen Widerspruch, der in dieser literarischen oder gar kauf-

männischen Konkurrenz eine Verletzung alter Freundschaft sah. Nach Bürger's Tode (1794) kam die Redaktion an K. von Reinhard, den Freund Bürger's und Herausgeber seiner Werke, unter dessen Händen sich der Almanach mühselig und unter wechselndem Schicksal fortschleppte bis 1804, wo endlich die Theilnahmlosigkeit des Publikums seine fernere Existenz unmöglich machte. Nicht einmal so lange hatte der Almanach von Voß sich erhalten: der letzte Jahrgang desselben war bereits 1800 erschienen. — Der Charakter beyder Almanache ist sich ziemlich gleich: auch aus dem Hamburger verschwindet mehr und mehr der ungestüme Drang der Göttinger Bundesjahre, das Genie wird abgelöst von der Spießbürgerlichkeit, die Ode weicht dem geselligen Liede, das ganze Buch wird der Sammelplatz alles Mittelmäßigen und Trivialen. Wenn nun der Bürger'sche Almanach einige Zeit lang durch die Beyträge des Herausgebers einen ansehnlichen und unlängbaren Vorzug erhält, so ist dafür der Abfall nach Bürger's Tode nur um so sichtbar und kläglich.

Das zweyte der oben erwähnten Institute ist das deutsche Museum, welches 1776 von Voie und Dohm gegründet, und von ersterem bis 1791 fortgeführt wurde. Diese Zeitschrift sucht die Mitte zu halten zwischen belletristischem und wissenschaftlichem, zwischen unterhaltendem und belehrendem Journal; doch ist das letztere Element bey weitem stärker vertreten, und die eigentliche Grundlage des Ganzen. Charakteristisch ist, daß das Blatt sich fast aller Kritik enthält; dagegen bietet es den Nachbildungen der Alten, namentlich aber der altdeutschen Literatur einen bedeutenden Raum. Seine vornehmste Tendenz ist, Fragen des öffentlichen Interesses, politische Ereignisse, Maßregeln der Regierungen und dergleichen allgemeine und praktische Angelegenheiten zu erörtern.

Voie's eigener Antheil an dem Museum ist sehr gering, er beschränkt sich, so viel man erkennen kann, auf wenige, sehr unerhebliche Notizen. Dagegen finden sich aus dem Göttinger Kreise reichliche Beyträge von Bürger und von Voß, namentlich von den Stolberg's, welche, wie Göckingk, so wie späterhin mit Halem zusammen, die vorzüglichsten Lieferanten der Museums-poesien sind. Einen eigenthümlichen Artikel bilden die Reisebriefe und Berichte, der erste Anfang, wie es scheint, von demjenigen, was späterhin unter dem Namen der Correspondenzen eine stehende Rubrik unserer Journale geworden ist, nur daß die Correspondenzen des unmodischen deutschen Museums sich um ernstere Dinge drehen, als die der heutigen modernen Blätter, weniger also um die Breterbühne, als um die Bühne der Weltgeschichte, weniger um Anekdotchen und Stadthistorchen, als um die öffent-

lichen Angelegenheiten, um die Beamten, die Verwaltung und die Einrichtungen von Städten und Provinzen. Die ganze Haltung des Blattes drückt vortrefflich den Charakter seines Herausgebers aus: es ist vielseitig, nüchtern, parteylos und anständig, um Nebenbuhler, wie um die Gunst der Menge unbekümmert, ein ernsthaftes und tüchtiges Blatt. In dieser Farbe hat Voie, an welchen Dohm schon nach zwey Jahren die ungetheilte Redaktion abgab, das Museum bis zum Jahre 1788 erhalten, wo der veränderte Geschmack des Publikums vermuthlich kein Behagen mehr an dieser soliden, aber trockenen Nahrung fand, und nach einem kurzen Versuche, es als »Neues deutsches Museum« noch einmal in Aufnahme zu bringen, sah Voie sich genöthigt, das ganze Unternehmen fallen zu lassen (1791).

Nun folgen die höchst gelungenen Charakteristiken der eigentlichen Dichter des Bundes: Hölty, Hahn und Cramer, Millers und seiner Romane, Bürger, die Stolberge und W o f.

Eigenthümlich ist die Ansicht, welche der Verfasser am Schluß seines Werkes über Goethe und Schiller ausspricht.

»Was dem Göttingischen Dichterbunde versagt war, hat in zwischen Goethe erreicht, die Ausöhnung des individuellen, persönlichen Inhalts mit dem Inhalte der Kunst, die Darstellung und Vollendung des poetischen, des schönen Subjekts. Er ist der Abschluß dieser gesammten Entwicklung, der mild herrschende, selige Zeus, der aus dem Titanenkampf der siebziger Jahre sich in selbst genügsamer, majestätischer Sicherheit erhebt.

Eine neue Epoche beginnt mit Schiller: denn es ist ein großer Irrthum der täglichen Gewöhnung, Goethe und Schiller zusammen zu nennen, als wären sie Zwillingskinder eines Geistes. Schiller hat das schöne Subjekt als Voraussetzung, als Gewinn und Erbtheil seiner stürmischen Jugendproduktionen, als edle Errungenschaft seiner philosophischen Arbeit in sich; es hat bey ihm nicht mehr um die eigene Existenz zu ringen, noch auch begnügt es sich in süß behaglichem Selbstgenuß; sondern als eine fertige Existenz, eine wirkende Macht will es sich auch nach außen hin bethätigen. Schiller verläßt also die Grenzen der bloß subjektiven Welt, das bloße Fühlen, Genießen und Gestalten des eigenen Ich: er tritt erobernd in die Welt und will seiner Poesie die Geschichte unterwerfen. Schiller wächst auf und bildet sich unter dem Brausen der französischen Revolution, das auch durch Deutschland hallt und auch hier die Geister aufrüttelt zu Besinnung und Nachdenken. Man wird sich bewusst, daß das Subjekt, um zu seinem ganzen Rechte, seinem vollen Daseyn zu gelangen, auch Theil haben muß an der Geschichte, am Staat und

der politischen Entwicklung desselben. Aber diese Erkenntniß bleibt für's Erste nur eine theoretische, die Freyheit (»der Mensch ist frey, und wär' er in Ketten geboren!«) bleibt ideell, ein Postulat, ein Dogma, welches gefordert und gelehrt wird, aber noch nicht erfüllt und nicht verwirklicht. Dieß ist der Nachtheil, in welchem Schiller sich gegen Goethe befindet: in Goethe ist Alles Vollendung — in Schiller Alles Anfang und Verheißung; Goethe die reife Frucht, Schiller die Knospe.«

- Art. VII. 1) De la Démocratie en Amérique par Alexis de Tocqueville, membre de l'Institut. Seconde Partie. Paris, librairie de Charles Gosselin. 1840.
- 2) Nordamerikanische sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836 von Dr. N. D. Julius. Mit einer Karte von Nordamerika und zwey Musikbeylagen. Leipzig bey Brockhaus. 1839.
- 3) Eve Effingham or Home a sequel to »Homeward bound;« by S. Penimore Cooper Esq. 1839.

»Die demokratische Umwälzung, deren Zeugen wir sind, ist eine unabweisliche Thatsache, gegen welche zu kämpfen weder wünschenswerth, noch klug wäre.«

Dieß ist das Verikon, welches dem gesammten Ideengange unseres Verfassers zum Grunde liegt, und von vorne herein seine Anschauungsweise in bestimmt abgeschlossene Kreise und eng geschlossene Bahnen zwingt, und dieß bey einer Tiefe des Geistes, wie sie allenthalben selten getroffen werden mag, gewiß aber, unserer Ueberzeugung nach, keinem Schriftsteller Frankreichs, in ähnlichem Maße zugesprochen werden kann.

Tocqueville geht von der Ueberzeugung aus, daß die Weltlage nun einmal unwiederbringlich und unaufhaltsam der Demokratie zuneige. Die Zustände Nordamerikas dienen ihm bey der Durchführung dieser Idee mehr als Beyspiel, denn als eigentlicher Stoff. Nach seiner Ansicht sind sie die Wetterfahne, sie gehen der alten, der übrigen Welt als Wegweiser voran; eine andere Bedeutung mißt er ihnen nicht bey. Wir bitten den Leser diesen Grundgedanken sich gegenwärtig zu halten. Es gibt zwey Wege, die zur Erkenntniß und richtigen Auffassung positiv gegebener Verhältnisse führen. Der eine beginnt mit der äußerlichen Anschauung, und führt allmählich von außen nach innen, von der Oberfläche in die Tiefe hinab, von dem Einzelnen zum Allgemeinen, vom Zufälligen zum nothwendig Bedin-